

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 125.

Dienstag, 1. Juni.

1915.

Um die Beute.

(2. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

„Wie hätte ich ihn verlassen sollen, da ich ihn doch liebe! Er mag sein, wie er will — er ist mein Mann, und ich werde bei ihm ausharren bis an das Ende.“

„Ich denke nicht mehr daran, es dir zu verbieten. Aber du darfst auch nicht erwarten, daß ich dich bemitleide. Ich habe mich nach deines Vaters Tode als deinen väterlichen Beschützer betrachtet. Deine Verheiratung jedoch hat mich meiner Pflichten enthoben. Solange du dieses Mannes Weib bist, hast du von mir nichts zu hoffen.“

Die junge Frau raffte sich auf und wandte zur Tür. „So lebe wohl, Onkel! — Möge deine Härte dich nie gereuen!“

Der Oberstleutnant antwortete nicht. Aber noch ehe seine Schritte den Ausgang erreicht hatte, wurde die Tür aufgerissen, und Martha, deren Augen ebenfalls vom Weinen gerötet waren, warf sich an ihres Vaters Brust.

„Du darfst sie nicht so von dir gehen lassen — du darfst nicht! Wenn das Geld wirklich für mich bestimmt war, das du ihr geben sollst, so tu es auf meine Bitte. Ich werde deshalb gewiß nicht in Not und Elend geraten.“

An den Schläfen des Oberstleutnants war die Hornesader hoch aufgeschwollen. „Du hast also gehorcht? Nun, dann brauche ich dir ja weiter nichts zu sagen. Jedenfalls bleibt es bei dem, was du gehört hast. Ewald v. Brenden erhält nicht einen Pfennig mehr! Jetzt aber laß mich gefälligst in Ruhe. Ich habe keine Lust, mich mit zwei aufgeregten Frauenzimmer herumzuschlagen.“

Unsanft schüttelte er die Arme seiner Tochter von sich ab und ging zur Tür, die er mit einem drohnenden Knall hinter sich ins Schloß warf.

Magdalena v. Brenden war laut aufweinend in einen Stuhl gesunken.

Martha trat an ihre Seite. „Jetzt ist nichts mehr von ihm zu erhoffen“, sagte sie in tiefster Mutlosigkeit. „So habe ich ihn noch nie gesehen.“

„Er kann mir's nicht verzeihen, daß ich trotz seines Widerspruchs Ewalds Frau geworden bin. Aber ich kann doch nun nichts mehr daran ändern. Ich bereue es auch nicht. Wenn mein Mann jetzt in den Tod geht, so gehe ich mit ihm.“

„Um Gottes willen, Magdalena, was für schreckliche Reden sind das! Es ist unrecht, einen so frevelhaften Gedanken auch nur auszusprechen.“

„Aber es ist vielleicht weniger unrecht, ihn zur Ausführung zu bringen. Es steht uns ja kein anderer Weg mehr offen. Ewald hat mir rumbheraus erklärt, daß er die Ehre nicht überleben wird, wenn er übermorgen außerstande ist, das Geld zu zahlen.“

„So mußt du alles aufbieten, was du über ihn vermagst, um ihn von seinem entsetzlichen Vorhaben abzubringen. Wenn er dich lieb hat, muß es dir gelingen.“

Aber die verzweifelte, junge Frau schüttelte mit Entschiedenheit den Kopf. „Es würde mir nicht gelingen, und ich werde es auch gar nicht versuchen. Wenn man keine Hoffnungen mehr hat, ist ein Sprung ins Wasser wirklich das Beste.“

Martha mochte den Charakter ihrer Base zur Genüge kennen, um zu wissen, welcher Torheiten sie in der Erregung fähig war. Es war ihr vom Gesicht zu lesen, wie furchtbar sie unter der durch Magdalens Worte geweckten Vorstellung litt.

Nach kurzem Zaudern begann sie plötzlich: „Höre mich an! Ich habe vielleicht noch eine Möglichkeit, dir das Geld zu verschaffen. Du mußt mir jedenfalls heilig versprechen, das Ergebnis meines Versuchs abzuwarten. Willst du das tun?“

Die junge Frau hatte das Gesicht aus den Händen erhoben und sah zu Martha auf. Aber was sich in ihren Zügen spiegelte, hatte wenig Ähnlichkeit mit hoffnungsvoller Zuversicht. „Du willst das Geld beschaffen? Du? Ja, wie in aller Welt willst du denn das fertig bringen? Es handelt sich um dreißigtausend Mark — und du hast keine Verfügung über dein Vermögen.“

„Ich könnte es dir auch nicht aus meinen eigenen Mitteln geben, und ich wiederhole, daß ich nichts mit Bestimmtheit versprechen kann. Es ist nur eine Hoffnung, die ebenso gut fehlschlagen wie in Erfüllung gehen kann. Eines aber mußt du mir vorweg versichern, Magdalena: dein Mann muß imstande sein und auch den redlichen Willen haben, das Geld innerhalb einer gewissen Zeit zurückzuzahlen. Denn ich könnte es nur als ein Darlehen erbitten, für dessen Erstattung ich mich verbürgen müßte.“

„Wie kannst du zweifeln!“ rief Magdalena, in deren Brust nun doch neue Hoffnung aufzuleben schien. „Es wäre ja eine Ehrenschuld im eigentlichsten Sinne des Wortes. Ich selbst würde Sorge tragen, daß Ewald sie vor allen anderen Verpflichtungen tilgt.“

„Bis wann müßtest du das Geld haben?“

„Bis morgen abend. Aber von wem —“

„Danach darfst du mich nicht fragen. Wenn meine Hoffnung sich erfüllt, wirst du es erfahren. Vorher hätte es für dich ja auch keine Bedeutung, wenn ich dir einen Namen nennen würde.“

Magdalene war aufgestanden und zog den Schleier über das verweinte Gesicht herab. „Ich muß jetzt nach Hause“, sagte sie, „wo mein armer Mann in fieberhafter Spannung auf meine Rückkehr wartet. Ach, wie grausam ist es, daß ich ihm die erhoffte Rettung noch nicht bringen kann!“

„Du magst ihm immerhin Hoffnung machen. Jedenfalls werde ich alles tun, was in meinen Kräften steht, um das Schlimmste abzuwenden.“

Sie geleitete die junge Frau, die sie in der Tür noch einmal stürmisch umarmte, bis an die Treppe. Dann schritt sie in das Wohnzimmer zurück, und die Art, wie ihre Augen durch das Fenster den Himmel

suchten, ließ deutlich genug erkennen, was in ihrer jungen Seele vorging.

Nur eine Viertelstunde mochte vergangen sein, als wieder die Wohnungsglocke anschlug. Martha fuhr zusammen und blickte gespannt auf die Thür. Wenn er nun gerade heute nicht kam, der einzige, von dem sie in ihrer kindlichen Unerfahrenheit Hilfe erhoffte — wie sollte sie es dann anfangen, ihr Versprechen einzulösen? Sie hätte ja weder zu ihm gehen noch ihm schreiben können, da sie nicht einmal seine Wohnung wußte.

Aber sie atmete auf, als wäre sie schon am Ziel ihrer Wünsche, als das Dienstmädchen meldete: „Herr Lynder wünscht den Herrschaften seine Aufwartung zu machen. Der Herr Oberstleutnant ist ausgegangen, und da wußte ich nicht.“

„Führen Sie Herrn Lynder nur hier heroin. Mein Vater muß ja in jedem Augenblick zurückkommen.“

Gleich darauf trat der Gemeldete über die Schwelle, mit ausgefuchter Eleganz gekleidet wie an jenem Konzertabend; und ein paar Notenhefte in der Hand.

„Gnädiges Fräulein sind sehr gütig, mich trotz der Abwesenheit des Herrn Oberstleutnants zu empfangen“, sagte er mit tiefer Verbeugung. „Ich freue mich, daß es mir doch noch gelungen ist, die beiden Musikstücke aufzutreiben, die Ihr Buchhändler Ihnen als vergriffen bezeichnet hatte.“

Martha nahm ihm die Noten aus der Hand, aber sie legte sie auf den Tisch, ohne ihnen auch nur einen Blick zu schenken. Nachdem sie einmal den Entschluß gefaßt hatte, Herbert Lynder um Hilfe anzugehen, wollte sie auch keinen Augenblick damit zögern, denn feiges Ausweichen und Hinausschieben lag nicht in ihrer Natur.

Sie lud ihn ein, sich zu setzen, und dann, nach einem schweren Atemzuge, sagte sie: „Sie sind seit dem Beginn unserer Bekanntschaft so freundlich gegen mich gewesen, Herr Lynder, und Sie haben mir wiederholt gesagt, daß es Sie freuen würde, mir einen recht großen Dienst zu leisten. Wenn ich Sie nun jetzt beim Worte nähme?“

Er beugte sich ein wenig vor, und in seinen Augen war ein beglücktes Leuchten. „Sie können mir keine größere Gunst erweisen, Fräulein von der Heyde. Gebieten Sie über mich! Es gibt nichts, das ich nicht mit tausend Freuden für Sie täte.“

„Aber es ist ein sehr unbescheidenes Verlangen Sie werden vielleicht recht schlecht von mir denken.“

„Wie soll ich es anfangen, Sie zu überzeugen, daß das ganz unmöglich wäre? Ich werde niemals schlecht von Ihnen denken — niemals, was auch immer Sie von mir fordern mögen.“

„Sie könnten zum zweiten Male ein Menschenleben retten“, sagte sie mit beklommener Stimme. „Ich hörte von meinem Vater, daß Sie vermögend seien, und ich habe in diesen vierzehn Tagen unserer Bekanntschaft die Gewißheit gewonnen, daß Sie auch gut sind. Daraus allein schöpfe ich den Mut für meine Bitte. Es handelt sich um Geld, Herr Lynder — um ein Darlehen von dreißigtausend Mark, dessen eine nahe Verwandte von mir bedarf, um ihren Mann aus furchtbarer Bedrängnis zu befreien.“

Sie hatte die Augen niedergeschlagen, und so entging ihr die plötzliche Veränderung auf dem Gesicht des jungen Mannes. Er war mit einem Male bis in die Lippen hinein erbleicht, und der freudige Glanz seiner Augen hatte sich in einen starren Blick des Entsetzens verwandelt.

„Dreißigtausend Mark!“ wiederholte er. Aber er sprach die beiden Worte ganz mechanisch, vielleicht ohne sich dessen überhaupt bewußt zu werden.

Martha aber fuhr fort: „Es ist eine sehr große Summe, selbst für einen reichen Mann — ich weiß es wohl. Aber sie wird Ihnen nicht verloren sein. Ich

verbürgte mich dafür, daß der Gatte meiner Vase sie Ihnen zurückzahlen wird. Mein Vater kann ihr das Geld nicht geben, oder er will es nicht tun, weil er gegen ihre Verheiratung war, und weil er den Wunsch hat, sie möge sich von ihrem Manne trennen. Vielleicht hat er recht, so zu denken, denn auch ich glaube nicht, daß sie eine glückliche Wahl getroffen hat. Die Leute sagten, Herr v. Prenden, der sich schon in den verschiedensten Berufsarten versucht hatte, als er um die Hand meiner verwaisenen Vase warb, sei leichtfertig und abenteuerlustig. Der bisherige Verlauf ihrer Ehe hat nach meines Vaters Meinung dieses ungünstige Urteil bestätigt. Aber ich begreife auch, daß meine Vase nicht von dem Manne lassen will, den sie mit all seinen Schwächen heiß und aufrichtig liebt. Jedenfalls kann ich es nicht untätig ansehen, daß sie ins Verderben gerät. Vor einer Viertelstunde erst hat sie mir hier an dieser Stelle versichert, daß sie mit ihrem Gatten in den Tod gehen werde, wenn es ihr nicht gelingt, das drohende Verhängnis abzuwenden, und da ich weiß, daß sie fähig ist, zu tun, was sie mir vorhin angedroht hat, so habe ich ihr versprochen, mich um die Beschaffung des Geldes zu bemühen. Aber ich weiß niemand, den ich darum angehen könnte — niemand außer Ihnen. An Ihrer Antwort hängt jetzt das Schicksal zweier Menschen.“

Sie hatte rasch und beinahe überstürzt gesprochen, gehebt von der Furcht, daß er sie unterbrechen könnte, ehe sie ihm alles gesagt, was ihre in seinen Augen gewiß höchst unweibliche Handlungsweise erklären konnte.

(Fortsetzung folgt.)



Höflichkeit des Herzens. Das findet sich nur bei den Deutschen. Ich möchte es die Höflichkeit des Wohlwollens, der Gütmütigkeit im besten Sinne nennen — die Höflichkeit der hilfreichen Gesinnung. Bismarck.

Der Rote Halbmond.

Von Dr. Alfred Roffig.*)

Niemals ist das türkische Schwesterinstitut des Roten Kreuzes der europäischen Beachtung, besonders aber der Anteilnahme Deutschlands und Österreich-Ungarns näher getreten als in dem gegenwärtigen Kriege. Die engeren Beziehungen, die zwischen den drei Staaten entstanden sind, haben naturgemäß auch unsere Kenntnisse über den „Roten Halbmond“ erweitert.

Der Rote Halbmond gilt allgemein und nicht mit Unrecht als eine der zeitgemäßen Schöpfungen, mit denen der Aufstieg des Jungtürkentumes das osmanische Reich beschenkt hat. Allerdings muß man sich in Erinnerung bringen, daß die jungtürkische Partei und die jungtürkische Staatsumwälzung Vorläufer hatten. Schon 1877 gelang es den Vorkämpfern des Fortschritts und der Freiheit in der Türkei, eine konstitutionelle Staatsform durchzusetzen, die jedoch Abd ul Hamids herrischer Wille bald wieder aufhob. Schon damals, während jener kurzen Zeitspanne, da die Türkei sich der Freiheit der Vereinsgründung erfreute, riesen die Führer der osmanischen Fortschrittspartei den „Roten Halbmond“ ins Leben. Er wurde dann, gleich allen anderen türkischen Vereinen, aufgelöst. Erst 1908, mit dem endgültigen Sieg der jungtürkischen Bestrebungen, wurde die Vereinigung in ihrer jetzigen Form neubegründet.

Nach langwierigen Vorarbeiten konnten 1911 die Satzungen der Gesellschaft veröffentlicht werden. Laut Artikel 2 hat die „Gesellschaft des Osmanischen Roten Halbmonds“ — „Sikal-i-ahmer“ ist ihre türkische Bezeichnung — die Grundsätze des Genfer Übereinkommens vom 22. August 1864 ange-

*) Wir sind in der Lage, aus der in Kürze erscheinenden Einzelbearbeitung „Das Rote Kreuz“, die unter Mitarbeit von Professor Dr. Kimmle, dem Generalsekretär der „Deutschen Vereine vom Roten Kreuz“, von Leo Tolze herausgegeben wird, mit Erlaubnis des Herausgebers und des Verlages H. Collignon, Berlin W. O., diesen lesenswerten (von uns etwas gekürzten) Aufsatz schon heute zu veröffentlichen.

nommen. Auch die Abänderungen des Abkommens vom 8. Juli 1906 und die Beschlüsse der Gaager Zusammenkunft vom 18. Oktober 1907, betreffend die Seekriege, hat sie anerkannt. Die türkische Regierung hat dem Roten Kreuz der christlichen Staaten alle durch das Genfer Abkommen bestimmten Rücksichten zugesichert und gegenseitig auch die Anerkennung des Wahrzeichens des „Hilal-i-ahmer“, der aufsteigenden roten Mondsichel auf weißem Grunde, erlangt.

An der Spitze der Gesellschaft steht ein aus 30 Mitgliedern zusammengesetzter Hauptausschuß. Dieser wählt aus seiner Mitte ein „Bureau“, das etwa der deutschen Bildungsart des „Geschäftsführenden Ausschusses“ entspricht. Überdies ist die Gesellschaft in jedem Vilajet durch einen „Generalrat“ vertreten. Die Vilajetausschüsse wählen Bezirksausschüsse. Die eigentliche Leitung des Roten Halbmonds ruht in den Händen des Hauptausschusses, der nach Artikel 30 ermächtigt ist, sich mit den Gesellschaften vom Roten Kreuz ins Einvernehmen zu setzen. Sultan Mehmed selbst hat das Patronat über die Gesellschaft übernommen, der Thronfolger den Ehrenvorsitz. Zu den Gründern gehören alle im Vordergrund stehenden Persönlichkeiten der jungen Türkei: die ehemalige Großwesire Hilmi, Hakkı und Ferid, der Senatspräsident Said, die Minister Talaat, Rifaat, Djavid, Galabjan, Noradunghian, Mahmud Scheffet, der Scheich ül İslam Mustafa Nisizim, der gefeierte General Ghafi Ahmed Muxhtar und sein Sohn Mahmud Muxhtar, der gegenwärtige türkische Votschafter in Berlin.

Wenn der Rote Halbmond in der Lage war, den außerordentlichen Anforderungen, die die letzten Kriegsjahre an ihn gestellt haben, nachzukommen, so verdankt er es nicht nur diesem glänzenden Kreis von Förderern, sondern vor allem jenen Männern, die das Werk persönlich leiten. Allen voran muß hier Hussein Hilmi, zurzeit türkischer Votschafter in Wien, genannt werden, der als Vorsitzender die sichtbare Spitze, gleichzeitig aber auch die kräftigste Stütze der Gesellschaft ist. Hilmi, der als einer der fähigsten türkischen Staatsmänner gilt und zweifellos noch dazu berufen ist, als Großwesir in Zukunft die Geschicke der Türkei zu lenken, wie er es bereits in der Vergangenheit getan hat, bewährte auch in der Leitung des Roten Halbmonds seine hervorragenden Eigenschaften. Der sachmännische Leiter des Roten Halbmonds ist Dr. Besim Omer, der Vorsitzende des türkischen Gesundheitsrates.

Der Tätigkeitsbereich des Roten Halbmonds deckt sich nicht vollkommen mit dem des Roten Kreuzes. Entsprechend der geringeren sozial-kulturellen Entwicklung der Türkei, die noch kein ausgebreitetes Netz von Hilfsveranstaltungen besitzt, muß der Rote Halbmond nicht nur den Feldsanitätsdienst, sondern auch alle Zweige der Kriegsfürsorge übernehmen.

Um derartigen Aufgaben nachzukommen, bedarf der Rote Halbmond sehr beträchtlicher Grundstücke. Mit bemerkenswerter Spannkraft trotz die Leitung Maßregeln, um derartige Grundstücke zu schaffen, die den gewaltigen Anforderungen eines Krieges nach mehreren Fronten hin Genüge leisten könnten. In allen größeren Städten des Reiches wurden Sammlungen, Blumenfeste, Konzerte und dergl. veranstaltet, und bald war es dem Roten Halbmond möglich, im Rücken aller türkischen Kämpferlinien Lazarette zu errichten. Es zeigte sich jedoch, daß die Türkei allein die durch Unterbindung der ausländischen mohammedanischen Hilfsquellen entstandenen Ausfälle zu decken nicht imstande ist. Hier erwuchs nun den Bundesgenossen des osmanischen Reiches eine Pflicht, der sie sich um so weniger entzogen, als das türkische Volk in Deutschland und Österreich zahlreiche aufrichtige und warme Freunde zählt. Die Sammlungen für den Roten Halbmond nahmen ihren Anfang in Österreich-Ungarn, wo das Haupt der Gesellschaft seinen Sitz hat. Fast gleichzeitig bildeten sich der Wiener Ausschuß unter dem Vorsitz des Fürsten Eduard von Lichtenstein und der Budapestener Ausschuß mit Baron Khuen-Hedervary an der Spitze. Die Zeichnungen eröffnete Kaiser Franz Joseph mit einer Spende von 50 000 Kronen. Weitere Spenden, Konzerte, Theateraufführungen und Verkauf von Abzeichen ergaben einen bedeutenden Grundstock.

Der Eröffnung der Sammlungen in Deutschland gingen längere Unterhandlungen voran. Die Rücksicht auf die große, freiwillige Kriegsbesteuerung, die das deutsche Volk sich auferlegt hat, veranlaßte den türkischen Votschafter in Berlin zunächst, sich gegen die Bildung eines Ausschusses auszusprechen, der weite Kreise zu Leistungen für den Roten Halb-

mond aufrufen würde. Es wurde der Gedanke erörtert, der Türkei neben den von Graf Hochberg und G. v. Weichroder geleiteten Sanitätsmissionen mehrere Lazarettzüge zur Verfügung zu stellen. Gleichzeitig wurden große Wohltätigkeitsveranstaltungen zugunsten des Roten Halbmonds in einer Reihe von deutschen Residenzstädten geplant. Schließlich sah man von der Verwirklichung dieser gut gemeinten, für den vorliegenden Zweck jedoch unzureichenden Anregungen ab und rief einen großen Reichsausschuß für den Roten Halbmond ins Leben. Der Reichskanzler Dr. Bethmann-Hollweg nahm den Ehrenvorsitz an, Fürst Hatzfeld, Herzog zu Trachenberg, den Vorsitz; der eigentliche Gründer des Ausschusses, der türkische Generalkonsul v. Koch, betätigte sich als ehrenamtlicher Geschäftsführer und Schatzmeister. An die Spitze der Spender stellte sich Kaiser Wilhelm II. mit einer Zeichnung von 40 000 Mark. Den gleichen Betrag zeichnete Frhr. Krupp v. Böhlen. Der Reichsausschuß bildete in den meisten größeren Städten Ortsausschüsse, die mit solchem Erfolg arbeiteten, daß in kurzer Zeit etwa eine Million Mark aufgebracht wurde.

Über die Wirksamkeit des Roten Halbmonds während des Krieges laufen erfreuliche Nachrichten ein. Unterstützt von den wissenschaftlichen Instituten des Internationalen Gesundheitsamtes in Jerusalem, arbeitet der Feldsanitätsdienst nach besten europäischen Vorbildern. Auch nach Beendigung des Krieges, wenn der Rote Halbmond sich als soziale Hilfsveranstaltung zu betätigen haben wird, bleibt ihm sicherlich die Beachtung und die tätige Unterstützung der Bundesgenossen der Türkei gesichert.



Aus der Kriegszeit.

Wie die Deutschen in Liban einzogen.

Aus dem Briefe einer Augenzeugin.

Eine in Liban lebende deutsch-russische Dame hat ihrem jetzt in Deutschland befindlichen Sohn einen vom 9. Mai datierten Brief geschrieben, in dem sie die Ereignisse vor und nach der Eroberung Libans durch die Deutschen schildert. Wir entnehmen dem interessanten Briefe folgendes:

Die Ostseeprovinzen waren seit Ausbruch des Krieges mehr denn je Stiefkinder. Was wir hier an Verat, Denunziation, Hausdurchsuchungen, Verhaftungen und Ungeheuerlichkeiten erlebt haben, spottet jeder Beschreibung. Ohne Zeitung, ohne Post, der Sprache beraubt, haben wir gelebt, nicht wie friedsliche, stets trauer Untertanen, sondern wie Parias der schlimmsten Sorte. So zog, wer nur die Möglichkeit hatte, fort, und die Stadt wurde leerer und leerer, Handel und Verkehr stockte, und am Schwinden der Vorräte und allerhand kriegerischen Vorkehrungen merkten wir, daß Aurland bald Kriegsschauplatz werden würde. Am Freitag nahm die Stellung der Kriegsschiffe eine drohendere Haltung an, und um 10 Uhr morgens begann die Kanonade. Wir waren aber so wenig genau unterrichtet von unseren als auch von den feindlichen Stellungen, daß wir höchlichst überrascht waren, als auch von der Landseite Kanonendonner und Maschinengewehre zu hören waren. Ja, wir haben erst später erfahren, daß ganz in unserer Nähe eine Schlacht stattfand. Am Freitagmorgen hatte uns die Polizei, als letzte Kronsinstitution, verlassen und schnell hatte sich eine Bürgerversammlung gebildet. Um 8 Uhr erhielten wir die Nachricht, daß die Stadt sich ergeben habe, und daß Herr v. M. mit einem Parlamentär in die Festung gefahren sei. Zugleich ertönten furchtbare Detonationen und dicke schwarze Rauchsäulen stiegen gen Himmel: die Eisenbahnbrücke war von den abziehenden Russen gesprengt und die Vorräte der Stadt wurden nach „altbewährter Methode“ (1) angezündet. Daß man sie lieber der hungierenden Bevölkerung preisgeben könnte, fiel den Russen wohl in der großen Eile nicht ein. Ein jeder kehrte jetzt in seine Wohnung zurück und bald verbreitete sich die Nachricht, daß die Deutschen einrückten. Und dann kamen sie und alles stand und staunte die großen, strammen, blonden Männer, in ihrer vorzüglichen Kriegsausrüstung und der musterhaften Ordnung an, der aber doch so ein Zug von Gemütlichkeit und Menschlichkeit eigen war. Sie sangen deutsche Lieder und nickten uns zu, und wären wir nicht ein so gedrücktes und verprügeltes (von der russischen Regierung!) Volk, so hätten wir gern wiedergemickt. So blieb alles still und stumm und riß nur die Augen auf,

denn was man sah und hörte, stimmte so gar nicht mit unseren Zeitungsnachrichten überein, nach denen nur noch Greise und Säuglinge auf deutscher Seite kämpften und zwar „mit bloßen Fäusten“. Als wenn sie immer in Libau gelebt hätten, belegten sie Kasernen und Quartiere, die ja schön möbliert in Anzahl hier standen, fuhren mit Kesseln dampfender Suppe und Wagen voll Schinken und Vorräten in die Höfe und bald füllten sich die Straßen, Hotels und Läden mit deutschem Militär. Aber alles in größter Ruhe und Freundlichkeit, so daß die russenfreundlichen Letzten, die mit ihrem schlechten Gewissen im Keller saßen, allmählich auch hervorkamen und in dichtgedrängten Gruppen die Ankömmlinge bestaunten und sich auch bald in Gespräche mit ihnen einließen. Trotz äußerer Freundlichkeit haben sie aber bald das Gerücht in Umlauf gesetzt, daß Engländer und Japaner bereits im Anmarsch seien, um die Deutschen zu vernichten, natürlich mit dem frommen Wunsche, daß wir deutschen Balken auch mit einbegriffen seien. Unsere Lage ist natürlich denkbar schlimm; wenn wir uns auch noch so korrekt verhalten, wird lettische Angeberei und russische Unvernunft uns treffen, es sei denn, daß die germanophile Friedenspartei endlich den düstern, kulturfeindlichen Panlawismus austreibt und auf dieser Grundlage wieder ein geordnetes Beisammensein ermöglicht. . . . Δ

Der französische Krieg gegen das deutsche Bier. Die Franzosen haben wieder etwas gefunden, was sie endgültig aus Frankreich verbannen wollen. Obwohl es gar nicht mit der „deutschen Kultur“ zusammenhängt, gegen die sie andauernd zu Felde ziehen, sondern mit ihrem Gaumen, dem sie nicht gern etwas entziehen, so liegt doch der Patriotismus — wenigstens vorläufig, und der „Bod“, wie sie ein Glas deutsches Bier bezeichnen, soll nun auch nach dem Kriege nicht mehr in Frankreich seinen Einzug halten dürfen. Eine Deputation hat den Vorständen der Brauereierinnung, Herrn Karcher, aufgesucht, um über dieses wichtige Problem mit ihm Rücksprache zu nehmen, und Herr Karcher hat die biereifrigen französischen Patrioten mit den folgenden erfreulichen statistischen Mitteilungen überrascht. Die Fabrikation und der Verbrauch des Bieres in Frankreich schwankte nach seinen Angaben je nach der Temperatur und den Jahren zwischen 16 bis 18 Millionen Hektolitern. 1914 betrug der Verbrauch 16 950 000 Hektoliter. Davon sind aber nur 105 000 Hektoliter aus Deutschland gekommen, aber natürlich wiegten sich die französischen Vorkrieger in dem schönen Glauben, daß sie immer Münchener Bier oder andere deutsche Biere tranken. Diese Illusion ist nun zerstört. Das „Münchener“ war in der Regel französisches Fabrikat. Sehr mit Unrecht, so meinte der Vorsitzende der Brauereierinnung, ist das französische Bier bisher unterschätzt worden. Man sollte doch nicht vergessen, daß in den französischen Brauereien seit der Entdeckung Pasteurs in wissenschaftlicher Beziehung in den verschiedenen Anwendungen des Kälteverfahrens große Fortschritte gemacht worden sind. Auch haben die Brauer vor 20 Jahren die herrliche Idee gehabt, eine Brauschule zu errichten, die der Universitätsprofessor Petit leitet. Das französische Publikum soll von jetzt ab immer daran denken, daß das französische Brauwesen gut gewappnet ist und durch die Erfahrung praktische Methoden erworben hat, die es berechtigen, das deutsche Bier endgültig zu verbannen. Die einzig dastehende Qualität seiner Erzeugnisse, die offensichtliche Überlegenheit des französischen Bieres, haben genügt, dieses hohe Ziel zu erreichen. Die jetzt im Kriege getroffenen Maßnahmen werden ausschlaggebend sein, in den französischen Restaurants wird man kein deutsches Bier mehr schäumen sehen, und dem „Leutonenbräu“ wird so für alle Zeiten in Frankreich der Todesstoß versetzt. Auch daß das Bier durch den Transport sehr leidet, betonte Herr Karcher, und die guten belgischen Freunde wurden als Zeugen dafür genannt, daß sie in den wenigen belgischen Kneipen in Paris nicht den herrlichen Geschmack ihres über die Grenze geschafften Erzeugnisses wiederfinden. Und dabei ist es doch von Brüssel nicht so weit nach Paris wie von München. Deshalb werden jetzt die wirklichen Feinschmecker einem Bier, das nicht transportiert wurde und dabei noch nationales Erzeugnis ist, den Vorzug geben. . .

Der Rekrutierungsstab. In ihrem Rekrutierungsseifer werden die Engländer wirklich erfinderisch. Ein englischer Marineoffizier hat soeben wieder ein neues Werbesystem ausfindig gemacht, um seine Marineregiment zu verstärken. Er hat nämlich einen Laden gemietet, in dessen Fenster er mit viel kaufmännischem Sinn allerlei Anziehendes aufgebaut

hat: Kriegstrophäen (so eine deutsche Bidelhaube oder einen Teil einer Kanone), Photographien, Illustrationen, die die Heldentaten der englischen Marine veranschaulichen, u. a. m. Natürlich sammelt sich eine große Menschenmenge vor diesen Schaufenstern. Es bleibt aber nicht beim harmlosen Betrachten, denn während man sich, nichts Böses ahnend, in den Anblick der Kriegsbekunden vertieft, hört man schon eine sanfte Stimme leise flüstern: „Wollen Sie nicht hinein kommen und sich uns anschließen? Tun Sie es lieber jetzt, später werden Sie doch hineingezogen werden.“ Das ist der Mahnruf des rührigen Werbeoffiziers, der keinen Mann außer acht läßt, der vielleicht einen Rekruten abgeben könnte.

Das neue Leben im fernen Osten schildert Graf Bah von Baha und zu Luskoj in einer Folge von Reisebriefen, die er im letzten Heft der „Deutschen Revue“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) veröffentlicht. Das Bild, das er zeichnet, läßt freilich erkennen, daß die Umwandlung aller Verhältnisse im fernen Osten den Dingen viel von ihrem alten Zauber genommen hat. Von Muffen, in dem heute überall die Japaner die Herren sind und das unter dem neuen Regime kaum wiederzuerkennen ist, fuhr der Verfasser im internationalen Gilzug in etwas über 20 bis 22 Stunden nach Peking, um das einstige mächtige Heim der Khane in seiner heutigen republikanischen Gestalt wiederzusehen. Den Präsidenten Yuanshikai kannte er noch aus der Zeit, da er als Gouverneur von Petchili in Tientsin residierte. Heute ist er Chinas mächtiger Diktator, die Präsidenschaft wie die Republik sind dabei nur leere Typen. Das Parlament ist eine Illusion, gegenwärtig sogar für unbestimmte Zeit seines Bestehens enthoben. Die Autokratie war niemals vollständiger als heute; Yuanshikai hat die Verfassung verändern und nach eigener Willkür neue Gesetze geben können. „Der Präsident ist mit Leib und Seele Soldat. Als Kind einer vornehmen Familie hat er wider seiner Mutter Willen die militärische Laufbahn betreten, und als Soldat hat er sich von Stufe zu Stufe emporgehoben. Bald an der Seite des jungen Kaisers an der Spitze der neuen Richtung, bald mit der berühmten Kaiserin-Mutter und den Reaktionären gehend, schloß er sich mit seltener Geschicklichkeit immer der erfolgreichen Partei an. Als er endlich das nahende Ende des Kaisertums wahrnahm, trat er den Revolutionären nahe. Auch mit seinem einstigen Feinde, dem liberalen Sunhatsen, hat er Freundschaft geschlossen. War seine innere Politik opportunistisch, so zeigte sich auch seine Diplomatie veränderlich. Er war abwechselnd russen- und engländerfreundlich. Die Japaner scheint er sehr zu fürchten, und er hofft bei den Vereinigten Staaten von Amerika Stütze zu finden. Sein Vorbild ist Napoleon, dessen Portrait in seinem Arbeitszimmer hängt. Und obgleich er sich als der erste Konsul noch nicht krönen ließ, ist Yuanshikai dennoch der unbefrängte Herr über mehr als vierhundert Millionen Chinesen.“ Die Zeit des Überganges hat Peking nicht zu seinem Vorteil verändert. Der prunkhafteste Hof der Welt mit seinen blendenden Zeremonien ist für immer verschwunden. Die fabelhaften Pagoden werden der Reihe nach zu amülichen Räumlichkeiten umgestaltet. Das geheimnisvolle Heim des Drachen öffnet sich, um dem grauuniformierten Militär Platz zu geben. Sucht man die einst so bewunderten Meisterwerke auf, so findet man überall Zerstörung und Umänderungen. Das rätselhafteste Heiligtum der Erde ist in eine öffentliche Promenade verwandelt, und beim Altar des Himmels gewahrt man einen Lawntennisplatz. In den stolzen Tarenteilen und in den belebten chinesischen Stadtteilen findet man auf Schritt und Tritt eiserne Säulen, im Bau begriffene Zementhäuser. Die fortwährenden Gegensätze, die verblüffenden Ungereimtheiten wirken hier, wo einst alles im wunderbarsten Einklang war, überraschend. Die uralte Kultur ist zusammengebrochen, nur hier und da finden sich zwischen den Ruinen noch leuchtender Schutz und Trümmer, die überdes Zeugnis ablegen von der einstigen Größe und Pracht dieses Volkes. Viele der einstigen Bekannten, nach denen Graf Bah von Baha fragte, sind heute verschwunden. Ein Teil der Hofleute flüchtete nach Tientsin, Schanghai oder Hongkong. Viele kehrten auch nach ihren Heimatstädten zurück. Noch mehr jedoch gingen zugrunde und starben während der Aufstände. Manche Viertel der Stadt, die einst die prächtigsten Paläste ständen, sind gänzlich verfallen und ausgestorben. Wann Chinas Hauptstadt ihre einstige Bedeutung und ihren Glanz wiedererhalten wird, das hängt in erster Linie natürlich von der Sicherung der politischen Verhältnisse ab.